Wand an Wand.

Von Emil Unger.

Es gibt keine Diskretion mehr in den modernen Mietsbauten. Du lebst das Leben deiner Nachbarn mit, ob du willst oder nicht, und sie gewinnen Einblick durch die Wand in deine Verhältnisse, in Dinge, die du sonst niemals auf den Marktplatz ausschreien würdest. Ein Konglomerat von Mörtel und Drahtgeflecht, zuweilen auch Backstein, trennt dich von Menschen, die dir meist so fremd sind wie der Schah von Persien, deren Namen du oft nicht kennst und auch gar nicht kennen möchtest. Eine Wand, eine Schicht, wenige Zentimeter dick, ist zwischen dir und ihnen und vermittelt mit verstärkten Tonwellen jedes Geräusch, jedes Zeichen menschlicher Betätigung. Man unterrichtet sich ungewollt gegenseitig von seinen Wünschen, Entschlüssen, seinen Freuden, seinen Sorgen, sofern man nicht den Trappistenteid abgelegt und eine gesunde Stimmritze hat. Kurz: man nimmt den innigsten Anteil an dem Leben seiner Mitmenschen, und dies trotz der streng durchgeführten Exklusivität, wie sie sich in solchen modernen Häusern eingebürgert hat. Die Akustik ist wunderbar, die Erbauer von großen Sälen und Theatern sollten diesen Mietshäusern das Geheimnis der Hellhörigkeit ablauschen. Unter mir, tief, tief unter mir, wo auch noch Menschen wohnen, im Erdgeschoß, übt täglich jemand auf der Drahtkommode: „Ich bin ein Preuße.“ Ich höre es im vierten Stock, so gut wie der Spieler selbst.

„Ich bin ein Preuße! . . .“ Wie ein mutiges Bekenntnis springt die Melodie an den Wänden hoch, die sie liebevoll bis zu mir hinauf geleiten. Aber dann stockt es plötzlich. Jeden Tag, an derselben Stelle. Schwankend, unsicher, tauneln die Finger über die Tasten wie ein Betrunkener über die Straße. Die Töne verheddern sich und enden in einem schrillen Mißklang. Meine Zähne aber graben sich wie im Schmerz in den Federhalter. Noch ringt das Klavier mit Apollo, da setzt im ersten Stock der Phonograph ein, und zum zweitausendsten Male vernehme ich, daß „Puppchen „fein“ Augen—sich—ärn“ ist.

So war es bis kurz vor Ausbruch des Krieges in meinem Hause. Da bezogen neue Mieter die bis dahin leere Wohnung neben mir. Es ging laut her. Männer aus dem Geschlecht Goliaths stampften durch die Zimmer und setzten Lasten ab, unter deren Wucht das moderne Haus in seinen Grundfesten erschütterte. Es mußte ein junges Ehepaar sein, ein ganz junges, ich merkte es an der Art des Umgangs, an der zärtlichen Fülle des Tons, wenn sie sprachen. Diese Unterhaltung — sie war allein schon ein Genuß für den Unbeteiligten. Er sprach den lispelnd-westfälischen Akzent, sie kam aus den ostpreußischen Gefilden und nannte ihren Mann nur „Duchen“. Duchen vorn, Duchen hinten, Duchen und kein Ende. Er rief sie mit „Ruckelchen“, und so oft er diese Bezeichnung gebrauchte, — und er gebrauchte sie oft —, nach meinem Ermessen zu oft, drang ein schmatzendes Geräusch zu mir herüber — durch die wenige Zentimeter dicke Schicht von Mörtel, Stein und Tapete. Ich will es ehrlich zugeben, daß sich in mir der Neid der Besitzlosen meldete. Aber ich unterdrückte tapfer diese häßlichste aller Sünden und freute mich des köstlichen Idylls, das sich Wand an Wand mit mir entwickelte. Die Ziehleute waren längst verschwunden und die beiden Verliebten arbeiteten rüstig an der Einrichtung der Wohnung. „Duchen“ rückte an den Möbelstücken herum, bis sie richtig standen, und schlug Nägel und Haken in die Wände, „Ruckelchen“ reichte ihm die Gegenstände zu und sagte an, ob das Bild schief oder gerade hänge.

Ich konnte ihre Tätigkeit nicht weiter verfolgen, da ich abends weg mußte. Als ich in der Nacht wiederkam, merkte ich mit Schrecken, daß meine Nachbarn ihre Betten akkurat neben dem meinen aufgeschlagen hatten. Wir schliefen also nur getrennt durch eine Wand, eine dünne moderne Wand, eine Wand, die ein prächtiger Schallleiter war und nichts, aber auch nichts für sich behielt. „Duchen“ mußte ziemlich korpulent sein, die Sprungfedern knackten ganz beängstigend, wenn er seinen Körper auf die andere Seite warf. Doch was noch schlimmer war — „Duchen“ schnarchte fürchterlich. Wie die Kette aus einem tiefen Brunnen zog er den Atem aus der Brust. Schnarchen ist unangenehm — wenn es andere tun. Ich hörte denn auch, wie „Ruckelchen“ ihr „Duchen“ ab und zu anstieß:

„Duchen, Duchen, was schnarchste so!“ Duchen aber sägte weiter drauf los . . .

Es liegt etwas rührend-inniges über so einer funkelnagelneuen Ehe. Wenigstens konnte ich das hier feststellen bei Duchen und Ruckelchen. Und wenn man so daliegt, nur durch eine dünne Schicht von Mörtel, Stein und Tapete getrennt! Ach, sie hatten sich vor dem Einschlafen so viel zu erzählen, das heißt, sie hatte ihm so viel zu erzählen, während er meist nur grunzte, was wohl als Beistimmung gelten konnte und auch so aufgenommen wurde. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß ich den Dichter des „Buches der Lieder“ und des „Wintermärchens“ abgöttisch verehre, aber verwahren muß ich mich doch gegen seine Behauptung, „Deutschlands Frauenzimmer legten sich schweigend zu Bette“. Es ist eine schmähliche Verkennung der deutschen Frau, und ich kann Duchens Ruckelchen als sprechendes Beispiel dagegen anführen. Um 10 Uhr hatten sich die beiden hingelegt, und eine Stunde später summten die Worte noch von Ruckelchens Lippen so ungehemmt wie ein munteres Wiesenbächlein. Zu sehen bekam ich meine Nachbarn nicht, ihr Aufgang lag nach der anderen Straße zu, das Haus bildete die Ecke.

*

Der Juli ging zu Ende. Ueber Europa hingen Wetterwolken, gewitterschwer drückte die Stimmung auf die Gemüter, bangende Sorge, daß der Funke zündend aus der Wolke zucke und die wabernde Lohe den Erdball umhülle.

Und der Funke zündete. Der Weltenbrand flammte auf, düsterrot, und sein Feuerschein schreckte die Völker empor, ließ die Herzen heiß und die Augen geisterhaft starr werden. Er leuchtete in die Hütten und Häuser, er leuchtete aber auch in die Schlafstube meiner jungen Nachbarsleute. Duchen mußte am 15. August einrücken. Ich hörte es aus dem Munde Ruckelchens. Sie war wie aufgelöst, die junge Frau, und weinte sich in den Schlaf. Das junge Glück, schwarze Schatten umlauerten es. Und ihr mütterliches Hoffen! Wie oft hatten sie miteinander über das werdende Leben gesprochen. Sie wollte ein Mädchen.

„Wenn Du aber lieber einen Jungen möchtest, so bin ich auch zufrieden, mein bestes Duchen,“ hatte sie manchmal gesagt. In der Nacht vor seiner Abreise schliefen sie gar nicht. Sie sprachen wenig, überhäuften sich aber mit Zärtlichkeiten. Bis dahin hatte sich Duchen gut gehalten und seiner Frau mit erzwungener Heiterkeit die Sorgen ausgeredet. In dieser Nacht war er aber auffallend still. Um 4 Uhr mußte er weg, um 2 Uhr standen sie beide auf. Eine Stunde später kam die Frau ins Schlafzimmer zurück. Dort hat sie noch lange geweint. Vom nächsten Tage ab lag die Wohnung neben mir still und verlassen.

*

Duchen ist wieder zurückgekehrt. Kürzlich vernahm ich beim Nachhausekommen seine Stimme. Er zog gerade die Stiefel aus und seine Frau half ihm dabei. Er ist wegen Gelenkrheumatismus für dauernd dienstuntauglich geschrieben worden. Nun zwitschert Ruckelchen des Abends wieder ununterbrochen. Wenn sie spricht, zittert ihre Stimme und das Glück lacht ihr von den Lippen. Freund Adebar wird bei Duchen und Ruckelchen bald einkehren, ich bin von allem unterrichtet. Aber dann pflanze ich mein Bett wo anders hin.

Der Laubenkolonist.

Den Laubenkolonisten ist für diese Kriegszeit der Anbau von Kartoffeln ans Herz gelegt worden. Für viele gewinnt dies besonderen Reiz dadurch, daß der Höchstpreis für Frühkartoffeln auf 10 M. pro Zentner festgesetzt wurde. In Friedenszeiten wurden die ersten Frühkartoffeln höchstens mit 5 bis 6 M. im Kleinhandel bezahlt, und die beste Winterkartoffel konnte man allenthalben für 2,50 bis 3 M. erstehen. Der Kartoffelbau ist freilich nicht ganz so einfach und auch nicht ganz so lohnend, wie es den Anschein hat. Ich habe schon bald nach Kriegsausbruch den Rat erteilt, von den Frühkartoffeln so viel als möglich für die diesjährige Saat zurückzubehalten. Einige werden wohl dementsprechend über Saatgut verfügen, die meisten werden es aber kaufen müssen. Das Kaufen ist nicht so einfach, denn die meisten Händler behaupten, sie hätten bereits ausverkauft oder fordern ungewöhnliche Preise, durchschnittlich 9,50 bis 14 M., im Kleinhandel bis 3,50 M. für 10 Pfund, wozu noch die Kosten für den Sack und, wenn von auswärts bezogen werden muß, was meist der Fall sein wird, Fracht und Rollgeld hinzukommen.

In den Laubenkolonien ist sicher kein Raum zu einem nennenswerten Kartoffelanbau. Die Kolonisten, die bisher auf der Laubenparzelle überhaupt Kartoffeln pflanzten, beschränkten sich auf einige Knollen einer Frühsorte. Der Anbau von Frühsorten ist ja immer der lohnendste. Die Frühkartoffel verlangt aber einen leichten, warmen Boden, möglichst Sandboden, der uns ja hier meist zur Verfügung steht. Ist er arm an Humus und Nährstoffen, so ist eine Stallmistdüngung unbedingt erforderlich. Daneben verlangt die Kartoffel auch einen gewissen Kaligehalt des Bodens, was eine besondere Kalidüngung voraussetzt. Man gibt Kali am besten als 40prozentiges Düngesalz, das mindestens einige Wochen vor dem Auslegen der Knollen ausgestreut werden muß, da es unmittelbar vor der Pflanzung ausgestreut, schädlich wirkt.

Viele Kolonisten sind irre geleitet worden durch eine umfassende Propaganda der Tagespresse für den Kartoffelanbau auf Oedland. Es haben sich sogar Vereinigungen gebildet, die diesen in die Wege leiten wollen. Eine dieser Gesellschaften hat sich nicht weniger als 6000 Morgen Oedland in Groß-Berlin gesichert, das sie bearbeiten, düngen, mit Kartoffeln bestellen und dann in Einzelstücken von je 400 Quadratmetern an unternehmungslustige Kolonisten für 25 M. Pacht weitergeben will. Diese 25 M. stellen die Selbstkosten der Gesellschaft dar, die also nichts verliert; aber die Kolonisten, welche je 25 M. zahlen, werden die Geleimten sein. Jeder Kolonist, der schon einmal Oedland in Bearbeitung genommen hat, wird wissen, daß sich solches nicht von heute auf morgen, sondern erst nach jahrelanger, saurer Arbeit, verbunden mit erheblichen Geldaufwendungen, in Kulturland verwandeln läßt. Wäre die Umwandlung von Oedland in Kulturland eine so einfache Sache, wie sich das jene Laien vorstellen, so hätte es schon lange vor Kriegsausbruch in Groß-Berlin keinen Quadratmeter Oedland mehr gegeben. Versuche, auf Oedland Kartoffeln anzubauen, sind von unerfahrenen Kolonisten schon seit Jahren unternommen worden, werden von Neulingen immer wieder unternommen, aber alle werden mir bestätigen, daß die Ergebnisse selbst die bescheidensten Hoffnungen zuschanden gemacht haben. Geld und Arbeit werden nutzlos aufgewendet, und schließlich ist der Kolonist froh, wenn er im Herbst das wieder aus dem Boden herausholt, was er im Frühling als Saatgut hineingelegt hat. Wenn die Kartoffel auch keinen erstklassigen Boden fordert, so verlangt sie doch einen in guter Kraft stehenden. Wenn man Oedland im Juni, Juli tief pflügt, dann gelbe Lupinen aussät und wenn sich diese dann infolge reichlicher Niederschläge üppig entwickeln — bei Dürre versagen sie —, wenn dann die grüne Masse in oder besser nach der Blüte untergepflügt wird, im Winter eine Kalidüngung folgt und im darauffolgenden Frühling dann nach nochmaliger Bodenbearbeitung Kartoffeln gelegt werden, so kann man auf eine bescheidene Ernte rechnen, d. h. auf eine Ernte, die im günstigsten Fall das acht- bis zehnfache des verwendeten Saatgutes einbringt. Daß auch im Kartoffelbau Wechselwirtschaft betrieben werden muß, sei noch nebenbei bemerkt.

Ich kann jedem, der über ein Stückchen Land verfügt, das bereits kulturfähig ist, nur den Rat geben, es bis zum letzten Quadratmeter sachgemäß anzupflanzen, es unkrautfrei zu halten, immer wieder zu behacken, zu behäufeln, bei Trockenheit zu bewässern und späterhin die Wintergemüse sachgemäß einzumieten.

Das wichtigste Nahrungsmittel, das wir dem Boden abringen können, ist und bleibt die Kartoffel. Es gibt Kartoffeln, die nur als Viehfutter in Frage kommen, aber auch zwischen den zur menschlichen Nahrung geeigneten bestehen Unterschiede. Deshalb kaufe und pflanze man keine Saatkartoffeln, die man nicht vorher erst gekostet hat. Der persönliche Geschmack spricht ja hier auch mit. Am besten sind im allgemeinen diejenigen Sorten zur menschlichen Nahrung geeignet, die nur Knollen von mittlerer Größe bringen. Als Saatgut werden am besten Knollen verwendet, die im Verhältnis zur Größe der betreffenden Sorte mittelgroß sind; ganz kleine Knollen verwende man unter keinen Umständen als Saatgut, da sie nur sehr geringe Erträge geben. Besonders geschätzt werden Sorten mit flach liegenden Augen, da diese ein sparsameres Schälen ermöglichen. Ist man gezwungen, große Knollen als Saatgut zu verwenden, so zerschneide man jede Knolle in zwei Teile, indem man sie der Quere, nicht der Länge nach durchschneidet. Die durchschnittenen Knollen muß man dann mit den Schnittflächen nach oben einige Tage im trockenen Raum liegen lassen, bevor man sie pflanzen kann. Es ist aus dem Leserkreise dieser Zeitung der Vorschlag gemacht worden, statt ganzer oder geteilter Knollen nur einzelne Augen zu legen, wodurch eine ungeheure Menge des kostbaren Saatgutes erspart werden soll. Dieser Vorschlag ist nicht empfehlenswert. Dies Verfahren wird nur ausnahmsweise einmal von Berufszüchtern angewendet, wenn es sich um den Anbau einer neuen Sorte handelt, von welcher nur wenige Knollen vorhanden sind. Die Kartoffelknolle ist die Vorratskammer der angehenden Kartoffelstaude. Die jungen Triebe ernähren sich in der ersten Zeit in der Hauptsache aus den in der Saatknolle aufgespeicherten Nährstoffen; diese sind in einer mittelgroßen Knolle ausreichend vorhanden, in einem ausgeschnittenen Auge, an welchem nur ein winziges Knollenteilchen haftet, aber durchaus ungenügend; deshalb wird die aus einem Auge erzogene Staude noch mehr als die aus einem kleinen Knöllchen erzogene nur schwach bleiben, sich nicht be-

---

77]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

„O ja, eine ganze Anzahl,“ erwiderte er mit einem Lächeln.

„Ich begreife nicht, daß Sie das alles behalten können, was Sie so lesen. Es handelt wohl von Liebe?“

„Ja, und obendrein zwischen einem Greis und einem jungen Mädchen.“

„Das ist doch nicht schön.“

„Gewiß, es ist entzückend! Er kann sich kaum aufrechterhalten, und warm werden kann er nicht allein, aber dann legt sie sich zu ihm und wärmt ihn.“

„Meine Tochter hätte das nicht sein dürfen, dann hätte sie mir nie wieder vor die Augen kommen dürfen. Pfui, so eine Schande!“

„Nun, nun! Sie wissen wohl, daß es die vornehmste Pflicht der Jugend ist, das Hinfällige am Leben zu erhalten. Sicherlich!“

Er las wieder eine Weile, warf dann aber das Buch von sich. „Nein, es ist doch zu garstig, es ist geradezu widerwärtig. Aber es ist auch von einem alten Manne geschrieben; er hat wahrscheinlich ein Kind als Liebste und hat das Bedürfnis, sein schlechtes Gewissen zu betäuben, und da hat er diese Greisenlyrik zusammengeschmiert, zum Ergötzen all der anderen Greise, die nicht so günstig gestellt sind — äh!“ Er verzerrte das Gesicht vor Ekel.

„Ich finde, Sie sollten so etwas, das Sie bloß in schlechte Laune versetzt, nicht lesen!“

„Ja, aber das Wunderbare ist, daß ich es bis jetzt feierlich genommen — und es rührend-schön gefunden habe. Sie ahnen nicht, was es heißt, sich selbst plötzlich auf frischer Tat zu ertappen — bei etwas, das man sein ganzes Leben bekämpft hat.“ Er sah auf seine Uhr, die auf dem Krankentisch lag: „Um welche Zeit trifft der Kopenhagner Zug ein?“

„Wohl um drei.“

„Hm.“ Verdrossen legte er sich wieder hin.

„Ihr Vater ist gewiß aufgehalten worden; Sie sollen sehn, er kommt morgen,“ sagte Dortea Hansen und guckte neugierig nach dem Begräbnisgefolge hinaus, das in kleinen Gruppen, lachend und plaudernd, zurückwanderte.

Das Pförtchen kreischte, und Karl hob sich schnell vom Kissen; enttäuscht legte er sich wieder nieder, als er sah, daß es der Arzt in Begleitung Sörensens war.

Der Arzt rang heftig nach Atem, als er eintrat. „Die verfluchte Treppe,“ sagte er und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Seine faltigen Kinnbacken hingen schlaff auf den Kragen herab, nach oben hin wurde das Gesicht schmal, ein Ausdruck von blasser Fettigkeit lag über der ganzen Person, und der Blick war matt und gutmütig. Man erzählte sich, daß er Morphinist sei.

„Na, wir erholen uns ja gut,“ sagte er und ergriff Bauders Hand, um seinen Puls zu fühlen. „Und der Appetit läßt nichts zu wünschen übrig, nicht wahr? Wie ist es, haben wir regelmäßigen Stuhlgang?“

„Ich weiß nicht, was Sie haben; ich habe ihn jedenfalls,“ sagte Karl, der sich über den vertraulichen Ton des Arztes ärgerte.

„Ja, aber das ist ja ausgezeichnet — und keine Schmerzen und kein Fieber! Sobald das Wetter milder wird, jagen wir Sie zum Bett hinaus, darauf können Sie sich gefaßt machen! — Und Ihr Vater ist immer noch in Kopenhagen?“

„Ja, er kann sich nicht von den alten Verhältnissen da drüben losreißen; es ist nicht so einfach, alte Leute zu verpflanzen.“

„Er ist weiß Gott nicht alt, — eher ist er noch zu tätig, um auf der Bärenhaut zu liegen. Sehen Sie nur, wie er zum Hafen rennt und zu den großen Kaufleuten, um nach den Kursnotierungen zu fragen! Man sagt in der Stadt, er kenne mehr von Frachtdingen und Dampfschiffsaktien als unser angesehener Schiffsreeder Kristiansen.“

„Ja, und er weiß alle Kurslisten der letzten zehn Jahre auswendig,“ sagte Karl lachend. „Ich entsinne mich nicht, daß er jemals seinen Börsenvormittag versäumt hat. Aber drolligerweise hat er selber sein großes Wissen nie dazu benutzt, sich auf irgendeine Börsenspekulation einzulassen. Er gab den andern gute Ratschläge, und wenn die sie dann ausführten, fieberte er, bis das Resultat vorlag. Vollständig platonisch.“

„Er sah den Umsatz mehr mit künstlerischem als geschäftsmäßigem Auge an, sehen Sie. Aber das mag ich gut an ihm leiden; es gibt genug Leute, die bloß kleinlich zusammenscharren.“

„Natürlich, der Kastrat ist ja unser großes Vorbild,“ sagte Karl hitzig. „Das schmeckt bloß so verflucht nach dem Kandidaten Rask.“

Der Arzt lachte herzlich: „Finden Sie? Der hat sich übrigens in der letzten Zeit nicht wenig verändert. Dort geht er gerade.“ Der Kandidat und der Pastor kamen langsam am Hause vorüber, sie fochten eifrig mit den Armen durch die Luft und schienen eine heftige Debatte zu führen.

„Jetzt wird hier in der Stadt Theologie verzapft, das können Sie glauben,“ sagte der Arzt. „Rask will nichts weniger als dem „toten Christentum“ zu Leibe gehen; er will, daß die Leute fromm werden, und da mag es ja seine Berechtigung haben, mit dem Pfarrer, dem Freßsack, zu beginnen.“

„Man muß doch sagen, der alte Funk hat ein schönes Begräbnis gehabt,“ sagte Dortea Hansen.

„Nicht wahr?“ rief Sörensen eifrig. „Aber Sie können mir glauben, der wog nicht schlecht. Wir hätten ihn beinahe nicht vom Tor bis zum Grabe schleppen können; mir tun die Arme noch weh.“

„Und es fehlte doch etwas,“ sagte Karl. „Der Sarg hätte mit der blauen Fahne mit dem silbernen Stern eingehüllt sein müssen.“

„Hören Sie auf!“ rief Sörensen mit komischem Schreck.

„Es ist etwas daran,“ sagte der Arzt mit leichtem Lächeln. „Denn Sie werden doch zugeben, Sörensen: was er unter die Weste steckte, das konnte keinem andern schaden.“

„Danke schön, aber dafür wurde um so mehr produziert, — denn so geht es, das eine entspricht genau dem andern.“

„Na ja, ja! Aber dann hat er wenigstens der Industrie genützt.“

„Das hat er, und dem Umsatz hier in der Stadt auch — vielleicht mehr, als die Leute glauben.“

„Sörensen und ich haben auf dem Wege hierher einen kleinen Ueberschlag gemacht, wieviel der alte Säufer in seinem Leben zu sich genommen haben mag. Niedrig gerechnet, werden es so ungefähr fünftausend Liter Branntwein und mindestens doppelt so viel Wein, Kognak und andere Getränke sein. Das heißt doch etwas ausrichten!“

„Ja, und trotzdem war es ihm nie anzusehn,“ sagte Sörensen. „Und dann hat er ja viel Geld damit verdient.“

Karl glaubte, im Zimmer einen schwachen Alkoholgeruch zu spüren, aber er war nicht sicher, ob es Wirklichkeit oder eine Ausgeburt seiner Einbildungskraft war, hervorgerufen durch das viele Reden vom Trinken. Wenn dieser Geruch Tatsache war, dann mußte er von Sörensen ausgehn, denn der Morphinist trank kaum Alkohol. Er sann auf einen Ausweg, um Klarheit zu erlangen, vergaß es aber wieder, als er Aage kommen und durch das Pförtchen hereingehen sah. Er versank in Gedanken, und eine Zeitlang wars still im Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

stocken und in der Regel nur aus ein bis drei Trieben bestehen, dementsprechend als Ernte nur einige winzige Knöllchen liefern, vorausgesetzt, daß die Pflanze nicht bei nasser Frühjahrswitterung durch Fäulnis zugrunde geht.

Die Erträge einer Kartoffelpflanze richten sich ganz nach der Ertragfähigkeit der ausgepflanzten Sorte und nach dem Nährstoffgehalt des angebauten Kulturbodens. Auf Ackerland rechnet man mit einem Mindestertrag von 30 Zentner pro Morgen, der sich auf gutem Ackerboden und bei ertragfähigen Sorten auf 50 und mehr Zentner steigern kann. Hundert Zentner machen die größte Erntemenge ertragfähiger Sorten auf bestem Boden aus. Je häufiger Kartoffeln auf dem gleichen Grundstücke angebaut werden, um so geringer werden die Ernten schließlich ausfallen, namentlich dann, wenn man nicht öfter mit der anzubauenden Sorte wechselt.

Man lasse sich nicht verleiten, die Saatknolle zu dicht auszulegen, in der Meinung, einer kleineren Fläche größere Ernten abringen zu können; man wird dadurch gerade das Gegenteil von dem erreichen, was man erwartet, eine große Krautmasse, aber nur wenige und kleine Knollen. Frühkartoffeln, die von Natur aus nicht so viel Kraut bilden und auch nur mittelgroße Knollen entwickeln, kann man etwas enger pflanzen; als geringster Abstand von Knolle zu Knolle und von Reihe zu Reihe sind hier 35 Zentimeter anzunehmen, für späte Sorten aber 40 Zentimeter.

Nicht gleichgültig ist es auch, wie tief die Saatknollen in die Erde kommen; frühe Sorten pflegt man etwas tiefer als Spätsorten zu legen, weil dies einen gewissen Schutz gegen Spätfröste bietet. In leichteren, lockeren Boden, also auch in Sandboden, kann man etwas tiefer als in schweren, bindigen legen, weil letzterer den jungen Trieben starken Widerstand entgegensetzt. Ich empfehle im Sandboden die Frühsorten 15 Zentimeter tief, die Spätsorten 12 Zentimeter tief zu legen, in schwerem Boden sind etwa 10 Zentimeter die richtige Tiefe. Schwere, zähe Lehm- und Tonböden sind zum Kartoffelbau überhaupt nicht geeignet, am wenigsten zum Anbau von Frühkartoffeln, die nur in warmem, also leichtem Boden lohnen.

Wie jede Feldkultur, so ist auch der Kartoffelbau mehr oder weniger von den Witterungsverhältnissen abhängig. Ist der Sommer trocken, so wird der Ertrag dadurch ungünstig beeinflußt, ist der Spätsommer zu naß, wie das häufig vorkommt, so treten wieder große Verluste durch Fäulnis ein, die auch noch der Ernte noch häufig um sich greift. Bei kleiner Anbaufläche kann man der Trockenheit durch durchdringende Bewässerung entgegenwirken; die Fäulnisgefahr im Lagerraum vermindert man, wenn man die ausgenommenen Kartoffeln vor dem Einbringen bei geeigneter Witterung erst ein oder zwei Tage auf dem Felde frei liegen und abtrocknen läßt.

Die Kulturarbeiten bestehen beim Kartoffelanbau in zweimaligem Behacken für Frühkartoffeln, in dreimaligem für Spätkartoffeln, in zweimaligem Behäufeln, erst mäßig, wenn die Triebe 10 Zentimeter Länge erreicht haben, und einige Wochen später, dann aber möglichst nach einem Regen. Auch nach dem zweiten Behäufeln muß man immer das Unkraut im Auge behalten und es stets im Entstehen durch Ausjäten unschädlich machen. Hd.

Im Palast des Königs der Belgier.

Der Spezialberichterstatter des „Berner Bund" weilte in diesen Tagen im belgischen Hauptquartier. Dort hatte er Gelegenheit, den König der Belgier zu sprechen. In dem Bericht, den der Korrespondent über diese Unterredung entwirft, heißt es unter anderem, wie sogar das „Berliner Tageblatt" mitteilt:

Ich komme einige Minuten vor der zur Audienz bestimmten Zeit. „Unser Palast hat kein Wartezimmer," sagt ein liebenswürdiger Ordonnanzoffizier, „und die einzige Promenade der Nachbarschaft ist nicht besonders einladend." Trotzdem gehe ich noch ein wenig spazieren in dem Friedhof, dessen Kreuze eine alte flämische Kirche umkränzen. Wir sind in Belgisch-Flandern. Der König wollte in seinem Lande bleiben, wo er daheim ist, er harrte aus bei seiner Armee, die erst noch dezimiert, ihre Bestände nun aufgefüllt und dank der neuen Einstellungen beinahe so zahlreich geworden ist wie am 31. Juli.

Der „Palast" — lassen wir unnötige nähere Angaben! Seine Schönheit und Größe werden mit dem Tage dahin sein, und auch der Kanal, der den „Palast" schützend umringt, wird von der historischen Bedeutung dieser Tage nichts zurückbehalten.

„Majestät lassen bitten!"

Ein enger Gang führt zu dem weiten Arbeitsraum des Königs. Er steht allein im Zimmer, im grünen Dolman, ohne Abzeichen und Orden, wie ein Soldat, der nach der Tagesarbeit ins Kantonnement zurückgekehrt ist. Der König reicht mir die Hand mit den Worten: „Ich freue mich, Sie zu sehen. Sie kommen aus einem Lande, an das mich starke Bande fesseln und das ich sehr liebe. Es ist der wahre Hort der Freiheit." Der König wünscht zu vernehmen, was man in der Schweiz von seinem Lande denkt. Ich spreche von der Sympathie des Schweizervolkes für die verjagten und an Leib und Gut so hart mitgenommenen Belgier. Der König unterbricht mich: „Ich weiß es, und bin der Schweiz herzlich dankbar für alles, was sie für meine Landsleute tut. Die Auffassung der Neutralen ist mir besonders wichtig, ihr Schicksal könnte leicht dem unseren gleichen. Die Neutralen sind sehr empfindlich gegen jeden Angriff und jede Verdächtigung ihrer Neutralität. Das ist ganz natürlich, und daran hat sich Belgien auch gehalten. Ich versichere, daß ich und mein Land vor dem Krieg immer aufs gewissenhafteste die Gebote der Neutralität beobachtet haben, die uns die Mächte vorgeschrieben hatten — wie man ein Pflichtenheft aufstellt. Darin beruht der große Unterschied zwischen der belgischen und der schweizerischen Neutralität. Ihre Neutralität, die der Schweiz, ist ein Akt Ihrer Souveränität. Uns aber ist sie auferlegt worden. Und trotzdem . . ."

Der König ist im Völkerrecht gut zu Hause. Das Gespräch geht auf dieses Gebiet über. Der König spricht von der Agentur für Kriegsgefangene, den Verletzungen des Genfer Kreuzes usw.; er erwähnt auch das Buch „La Belgique neutre et loyale", dessen Verfasser, Professor Waxweiler, das größte Zutrauen verdiene. Ich bemerke, daß Waxweiler im Eingangskapitel der Tätigkeit der Deutschen in gewissen Beziehungen große Anerkennung zu zollen scheine. „Wir hatten in der Tat keine Abneigung gegen Deutschland," erwiderte der König, „wir haben die deutschen Kaufleute und Industriellen bei uns aufgenommen. Wir pflegten gute Nachbarschaft mit den Deutschen. Bis zur Stunde noch kann ich nicht fassen und begreifen, was uns zugefügt worden ist. Ich kann mir die Akte grausamer Härte um so weniger erklären, als ich die Deutschen nie für bösartig hielt, eher für ruhig und gemütlich. Ich kenne Deutschland und habe selber deutsches Blut in den Adern; die Gräfin von Flandern, meine Mutter, war eine Hohenzollern."

„Hier tue ich," fuhr der König fort, „einfach meine Pflicht. Ein Held bin ich nicht. Gehen Sie in meine Schützengräben, dort finden Sie Heldentum." „Ich weiß es, Sir, ich habe belgische Offiziere und Soldaten im Kampf gesehen." „Sie tun nichts, als was Sie, Schweizer, auch getan hätten, wenn der Versuch gemacht worden wäre, Ihre Neutralität zu verletzen. Unser leidenschaftlicher Unabhängigkeitssinn scheint den Gegner überrascht zu haben, und dann kamen die Behauptungen von früheren Abmachungen, mit denen wir unsere Neutralität selber verletzt haben sollten. Noch einmal: Damit ist's nichts."

Unsere Schweizer Armee interessiert ihn; er kennt und bewundert unsere Militärorganisation. „Sie haben's gut mit Ihrer militärischen Ueberlieferung; das ist Ihr Schutz. Jeder Schweizer ist ja Soldat, und die Schweizer Geschichte ist voll von vorbildlichem Heldentum. Die Schweiz hat es bewiesen, daß ein freies Volk, das fest entschlossen ist, freizubleiben, noch immer sein Schicksal zu bestimmen vermag. Sie haben aber zu Ihrem Schutz auch die Berge, die ich noch letzten Juni besucht habe. Das Eisischtal und Zermatt liebe ich besonders, das irdische Paradies aber schienen mir die Ufer des Genfer Sees zu sein."

Versunken in diese freundlichen Erinnerungen, erzählt Albert I. von seiner letzten Schweizerreise, seinem Besuch beim Bundesrat, den er als Ausdruck der Achtung vor unserem Lande auffaßte. Das höchste Lob findet er für die Schweizerische Landesausstellung in Bern, die ihm eine oft unbekannte Schweiz enthüllte; er erzählt auch vom Besuch des Theaters von Mézières, wo er dem Tell von Morax und Doret Beifall spendete. Nach einigen interessanten Bemerkungen über die Bühnenkunst geht's von der Literatur auf die Politik und die Zeitungen über. Der König der Belgier wird über das, was in unserer Presse erscheint, wohl auf dem laufenden gehalten, und er liest verschiedene Schweizerblätter. „Es ist mir besonders wertvoll," bemerkt er, „daß Sie neben dem „Journal de Genève" auch den „Bund" vertreten, in dessen Loyalität ich großes Vertrauen setze."

Draußen wartet ein Kommandant auf mich. Auch er drückt mir seine und seiner Landsleute Dankbarkeit gegenüber der Schweiz aus (der deutschen wie der welschen): „Auf diesen Schlachtfeldern vermögen wir nicht all die Unsern zu beschützen, und da ist es ein Trost, zu wissen, daß so viele in Ihrer Hut sind!"

Satz für Satz, den wir sprachen, wurde von fernem Kanonendonner interpunktiert. Nun naht sich das Brüllen der Geschütze. Im fahlen Licht des schwindenden Tages galoppieren Reiter gegen die silberschimmernden Dünen. Dort wird fieberhaft geschaufelt und gegraben. Hier geht ein Trüppchen Soldaten im vollen Laufschritt zur Verpflegung — fröhlich wie Kinder, trotz der zuweilen schwirrenden Geschosse. Automobile zerfurchen geschützte Straßen, und vor dem ewig gleichen hochrädigen Karren gehen belgische Pferde, die sätzweise abgeknotet, ernst und stattlich, die Paladine der Kanalwege Flanderns. Aber meine Gedanken beherrscht das aus Jammer und Glanz gemischte erschütternde Schicksal eines unglücklichen Volkes, der Gedanke an die namenlosen Helden in Reih und Glied und die Gestalt des Königs: ein Mann."

Kleines Feuilleton.

Die belgischen Flüchtlinge in England.

Im „März" schreibt Dr. V. Hansen über dieses Thema:

Eines der größten Probleme, welches die Regierung auf sich nehmen und lösen muß, ist die Fürsorge für die belgischen Flüchtlinge, deren Zahl sich auf mindestens 160 000 belaufen soll. Die meisten von ihnen weilen noch als Gäste in Privathäusern. Ein kleiner Teil ist in Hotels und Logierhäusern untergebracht.

Es ist klar, daß die Gastfreundschaft von Privatleuten nicht für immer in Anspruch genommen werden kann, und die Privatleute, welche die Flüchtlinge aufgenommen und sich damit eine schwere Last aufgeladen haben, hatten meistens von vornherein ihre Zimmer für ein oder höchstens zwei Monate zur Verfügung gestellt. Die Regierung hat zwar keine bestimmte Verpflichtung übernommen, aber es ist klar, daß sie bald die ganze Last übernehmen muß. Dabei stehen ihr nicht genug Räume zur Verfügung, da diese für die Kriegsgefangenen und die internierten Zivilisten aus feindlichen Ländern benutzt werden mußten.

Eine weitere Hauptschwierigkeit bietet die Beschäftigung. 160 000 Männer, Frauen und Kinder auf Monate und vielleicht auf Jahre ohne Beschäftigung durchzuschleppen, wäre ohne Zweifel mit verhängnisvollen Folgen verknüpft. Aber es scheint kein anderer Weg übrig zu sein. Die englischen Arbeiterverbände bestehen darauf, daß sie das erste Anrecht auf Beschäftigung haben und kein Engländer gezwungen werden kann, zugunsten eines Belgiers zurückzutreten. Und selbst wenn der Belgier mit dem Engländer unter gleichen Bedingungen arbeitet, so bleibt noch die Schwierigkeit, daß die Arbeitsgelegenheit fehlt.

Auch der Umstand, daß keine genaue Statistik über die Flüchtlinge vorliegt, erweist sich als bedenklich. Ueber ihre Zahl kann man sich nur auf Vermutungen stützen. Die englische Regierung hat nun zwar mit der Registrierung der Flüchtlinge begonnen, doch dürfte es eine lange Zeit in Anspruch nehmen, bis sie zu Ende geführt werden kann. Möglicherweise wird man dabei die Mitwirkung der englischen Unterstützungsgesellschaften zu Hilfe nehmen, um Alter, Geschlecht und Beruf jedes Flüchtlings festzustellen und so der Lösung der Aufgabe näherzukommen.

Als Lösung ist vorgeschlagen worden, daß die Regierung Fabriken für — Baumaterialien einrichten soll, damit die Belgier alles herstellen können, was zum Aufbau ihrer zerstörten Wohnungen nötig sein wird. Sollten sie dann in ihr Heim zurückkehren, so könnten die von ihnen hergestellten Baumaterialien nachgeschickt und sofort an Ort und Stelle verwandt werden.

Tolstois literarischer Nachlaß.

Um Tolstois literarischen Nachlaß hat vier Jahre hindurch ein erbitterter Streit zwischen den Erben gewütet. Dieser ist jetzt, wie die „Times" aus Petersburg erfahren, durch den höchsten Senat endgültig entschieden worden, und zwar zugunsten der Witwe des Dichters, der Gräfin Sophia Andrejewna Tolstoi. Der Dichter, der allen Bestimmungen über das literarische Eigentum sonst recht abhold war, hatte hinsichtlich seines literarischen Nachlasses kurz vor seinem Tode eine Verfügung aufgesetzt, durch die alle seine Manuskripte und die Rechte an allen seinen Werken seiner jüngsten Tochter, der Gräfin Alexandra, übertragen wurden. Die übrigen Erben, die Witwe und die anderen Kinder, fochten diese Bestimmung an, und hiermit haben sie nun Erfolg gehabt. Alle Tolstoimanuskripte — seit Tolstois Tode wurden sie im historischen Museum in Moskau aufbewahrt — gehören jetzt nach der höchsten richterlichen Entscheidung der Gräfin S. A. Tolstoi.

Die Witwe des Dichters hat freilich auf das Besitzrecht zugunsten des Rumjantschew-Museums in Moskau verzichtet, wo ein besonderer Tolstoiraum die literarischen Schätze aufnehmen wird. Die Gräfin behält sich nur eine lebenslängliche Oberaufsicht über die Sammlung vor. Die Petersburger Akademie der Wissenschaften wird von der Gräfin Tolstoi ermächtigt werden, die Manuskriptblätter photographisch aufzunehmen, um in Petersburg ihre Sammlung dadurch ergänzen zu können, und ihrerseits liefert sie dem Moskauer Museum dafür photographisch faksimilierte Wiedergaben ihrer Tolstoischätze, so daß alsdann zwei vollständige Sammlungen vorhanden sind. Die Akademie wird auch mit Bewilligung der Gräfin Tolstoi eine Ausgabe sämtlicher Werke des Dichters, einschließlich des Nachlasses, herausgeben, ohne daß die Witwe dafür eine Entschädigung erhält. Nur die Tagebücher des Dichters sollen hiervon ausgenommen sein: sie dürfen vorläufig nicht vollständig veröffentlicht werden. Vielmehr sollen zunächst alle Manuskriptseiten dieser Tagebücher zweifach photographisch vervielfältigt werden, die Gräfin, ihr ältester Sohn, Graf Sergius Tolstoi, und ihre älteste Tochter, Tatjana Suchotschin, werden aus dem einen Exemplare hiervon streichen, was ihrer Meinung nach ungeeignet zur sofortigen Veröffentlichung ist, und danach wird die Petersburger Akademie die vorläufige Tagebuchausgabe redigieren. Das andere Exemplar der photographischen Wiedergabe der Tagebuchmanuskripte soll versiegelt aufbewahrt werden, bis das letzte der Kinder Tolstois gestorben ist.

Die Kriegsliteratur.

In der „Frankf. Ztg." liest man:

Seit den ersten fünf Kriegsmonaten hat sich die Zahl der mit dem Krieg in Beziehung stehenden Erscheinungen des deutschen Buchhandels mehr als verdoppelt. Während man von Kriegsbeginn bis Anfang Dezember 1416 Titel zählte, verzeichnet die von der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig herausgegebene Bibliographie des deutschen Buchhandels bis Februar 1915 insgesamt nicht weniger als 2887 Erscheinungen der Kriegsliteratur. Die hinzugekommenen 1471 Titel verteilen sich auf die einzelnen Wissensgebiete wie folgt: Die Kriegsereignisse, Militärwesen (darunter Kriegschroniken) 200 (Anfang Dezember 251), Landkarten 69 (227), Politik und Wirtschaftsleben 338 (214), Kriegsgesetze, Rechtsverhältnisse 36 (97), Seelsorge, erbauliche Schriften 324 (335), Schöne Literatur, Kunst 410 (275) und Verschiedenes 7 (17). Erheblich nachgelassen hat demnach nur die Produktion auf kartographischem Gebiete, weniger in der Abteilung Kriegsgesetze, Rechtsverhältnisse. Annähernd gleich geblieben ist die Produktion auf den Gebieten: Die Kriegsereignisse, Militärwesen, Seelsorge und erbauliche Schriften. Eine bemerkenswerte Steigerung der Erscheinungen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete läßt das verstärkte Interesse, das man ihnen neuerdings zuwendet, deutlich erkennen. Die stärkste Zunahme weist die Schöne Literatur auf.

Notizen.

— Theaterchronik. Im Charlottenburger Schiller-Theater findet am Donnerstag die erste Aufführung des vieraktigen Schauspiels „Nacht und Morgen" von Paul Lindau statt.

Musikchronik. Der Verband der Volksbühnen veranstaltet gemeinsam mit dem Berliner Volkschor Karfreitag zwei geistliche Konzerte im Theater am Bülowplatz mit dem Blüthner-Orchester und dem Berliner Volkschor. Zur Aufführung gelangen: Bach-Kantate „Eine feste Burg", Brahms: Vier ernste Gesänge und das Deutsche Requiem. Karten zum Mittagskonzert (zu 75 Pf.) sind noch bei Wertheim und in den bekannten Verkaufsstellen zu haben. Für das Abendkonzert sind sämtliche Karten vergriffen. — Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wird am Karfreitag „Die Schöpfung" von Haydn unter Mitwirkung des gesamten Mozart-Chores aufgeführt.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.